

# Erinnerungen aus meinem Leben.

Von

ERNST LINDEN (Zürich).

Als Manuskript eingegangen am 9. Januar 1939.

Einführung durch den Redaktor der Vierteljahrsschrift.

Der jetzt im 79. Altersjahr stehende Verfasser dieser Selbstbiographie ist zwar nicht Mitglied unserer Gesellschaft; er hat indessen vom Jahre 1918 bis 1935 den Satz und Umbruch der Vierteljahrsschrift ohne Unterbruch bestens besorgt und hat mit seiner vorbildlichen Betreuung unserer Zeitschrift der Gesellschaft, der Redaktion und den Autoren schwer abzuschätzende, vortreffliche Dienste geleistet. Er ist damit zum stillen, aber deshalb nicht minder verdienstvollen Mitarbeiter geworden.

Des Redaktors ursprüngliche Absicht war, diese auf seine Veranlassung von Herrn LINDEN zusammengestellten Notizen nach dem Tode des heute pensionierten ERNST LINDEN als Nachruf zu publizieren; da aber heute alle Aussicht besteht, dass LINDEN den Redaktor noch überlebt, hat sich letzterer entschlossen, mit der Publikation dieser Selbstbiographie nicht das Ableben des Verfassers abzuwarten, sondern sie heute schon zur Veröffentlichung zu bringen.

Wenn auch der Naturwissenschaftler vergeblich darin nach modernen naturwissenschaftlichen Problemen, Theorien oder Hypothesen fahndet, so können die schmucklosen Lebenserinnerungen LINDEN's dennoch interessieren, beschlagen sie doch einen Ausschnitt aus der allgemeinen Kulturgeschichte, der unwillkürlich zur Selbstbesinnung anzureizen geeignet ist.

LINDEN's «Erinnerungen» bilden gewissermassen den Abschluss der redaktionellen Tätigkeit des Unterzeichnenden.

Ende Januar 1939.

Hans Schinz.

## Jugend- und Schulzeit.

In einem vom Industriezentrum nicht weit entfernten, aber unberührten Örtchen im sogenannten Bergischen Land, wo die Provinzen Rheinland und Westfalen aneinandergrenzen und wo auch heute noch keine Eisenbahn vorbeifährt, woselbst meine Eltern eine Wassermühle mit Bäckerei, Spezereihandlung, Schenkwirtschaft und etwas Ackerland mit Viehzucht besaßen, wurde ich als deren fünftes Kind im Jahre 1860 geboren.

Als Jüngster erfreute ich mich der besonderen Behandlung von seiten der Eltern und Geschwister. Es gab dort für Kinderaugen und -ohren viel zu sehen und zu hören: das Rauschen des Wassers über den Mühlrädern, das Klappern der Mühlen, das Stampfen der Knochenmühle, den Hühnerhof mit dem immer geschäftigen Federvieh, den ziemlich grossen Teich mit einer runden Insel in

der Mitte, die von einer dieselbe überdachenden Trauerzypresse bepflanzt war, den kleinen Kahn und die Enten auf dem Teich usw.

In der Nähe der Wasserräder, in freier Wiese, stand ein uralter, grossmächtiger, gleichrundgeformter Lindenbaum, der in heissen Sommertagen kühlen Schatten spendete und hauptsächlich den Zweck hatte, die Wasserräder vor dem Sonnenbrand zu schützen, wenn sie stillstanden, um so das Holz vor dem abwechselnden Trocken- und Nasswerden und damit vor dem vorzeitigen Verfaulen zu bewahren. Die Linde war jedenfalls so alt wie die Mühle selbst, welche letztere, nach einem in die ungewöhnlich dicken Grundmauern eingefügten Wappen, im Jahre 1697 erbaut wurde.

Die Mühle hatte früher zu dem Herrschaftsgut gehört, dessen Gebäulichkeiten einige hundert Schritte von ihr entfernt sich befanden und die von einem aus zumeist fremdländischen Bäumen und Sträuchern bestehenden Park umgeben waren. (Von diesem Park sind mir die wohlschmeckenden Herzkirschen, von denen ich oft geschenkt bekam, oft auch auf «verbotenen Wegen» mir aneignete, besonders im Gedächtnis geblieben.) Das Wassergefälle und der Teich waren durch eine Talsperre en miniature, quasi als Vorläufer der in den letzten 20 Jahren auch in dortiger Gegend vielfach erbauten Talsperren, gewonnen worden.

Als ich 7 Jahre alt war, bekam ich noch ein Schwesterlein, auf welches sich dann die besondere Liebe und Sorgfalt, die ich bis dahin genossen, übertrug. Ich war inzwischen gross genug geworden, um mir die Freuden des Daseins in meinem Idyll selbst zu suchen. Diese bestanden im Sommer in Baden, Kahnfahren, Angeln, Wandern durch Wald und Flur, im Winter in Schlitteln und Schlittschuhlaufen. An den Winterabenden lauschten wir Kinder gerne dem Plaudern der Landleute, die Getreide zum Mahlen und Backen gebracht hatten oder ihr Brot holten und sich dabei in der warmen Backstube oder im Gastzimmer aufhielten.

Ein besonderes Fest gab es alle 3—4 Jahre, wenn der Teich abgelassen wurde, um die grösseren Fische zu verkaufen. Mein Vater liess dann im Kreisblättchen ein Inserat erscheinen, worauf die Honoratioren aus dem Städtchen erschienen, um dem Schauspiel der auf dem Trockenen zappelnden Fische beizuwohnen und dieselben zu kaufen. Bei einem solchen Anlass ereignete sich einmal etwas, das selbst für Naturforscher interessant sein dürfte. Bevor der Teich wasserleer wurde, vergingen zirka vier Stunden. Der Überlaufgraben war schon in der ersten halben Stunde leer und wir Kinder lasen die dadurch ihres Lebenselementes beraubten kleineren Fische zusammen. Mein Bruder und ich fanden zwei tote Fische von zirka 8—10 cm Länge, einen Hecht und eine Forelle. Wir schoben dieselben ineinander und zwar die Forelle so weit als möglich in den Schlund des Hechtes hinein und warfen das Unikum, ohne uns etwas dabei zu denken, wieder in den Graben. Als am Nachmittag die Herrschaften anwesend waren, wollte es der Zufall, dass der Bürgermeister dieses Pärlein Fische fand. Er rief dann die andern Herren herbei. Nach dem Staunen und Besprechen des Tatbestandes stellte man fest, dass die Fische durch Kampf oder Hunger in diese Lage gekommen seien und dass demnach der Hecht der grössere Räuber sei. Wir Brüder standen dabei, sahen uns verständnisvoll an, getrauten uns aber nicht, die Sache aufzuklären, weil wir befürchteten, dass der Vater, der auch anwesend war und nichts von unserm Streich wusste, uns bestrafen würde. Der Herr Bürgermeister war im Fischzüchterverein und soll später Photogra-

phien dieses Unikums verteilt haben. Die Lehre aus diesem Vorkommnis war für uns Kinder, dass der Schein trügt und dass man Unklarheiten so weit als möglich vorsichtig prüfen, also nicht leichtgläubig beurteilen soll.

Von den in den nahen Wäldern in Menge reifenden Heidel-, Preissel- und Wacholderbeeren bekam ich mein gehöriges Quantum und brachte auch viele nach Hause, so dass wir das ganze Jahr Vorrat davon hatten. Die Wacholderbeeren wurden im Spätherbst den Kramtsvögeln, die beim Fluge nach dem Süden in grossen Scharen die Gegend passierten, zum Verhängnis. Sie wurden von gewerbmässigen Vogelstellern massenhaft gefangen und als Leckerbissen teuer verkauft. An einem freien Platze an erhöhter Stelle im Walde wurde eine Rabatte mit Wacholderbeerzweigen belegt, neben welcher in einem Graben ein Netz lag. Dieses Netz konnte vom Vogelfänger, der in einem mit Tannenzweigen



verdeckten Erdloche seinen Platz hatte, mit einem raschen Zuge über die Rabatte gespannt werden. Aufgestellte Lockvögel der gleichen Art veranlassten die vorbeifliegenden Zugvögel zum Niedersitzen auf die Bäume in der Nähe, von wo sie sich dann nach und nach auf die Beeren niederliessen, um, mitunter zu 50 bis 100 Stück, mit einem Zuge gefangen zu werden. Ich erinnere mich noch an einen damals 80jährigen Vogelsteller, der den Feldzug gegen Napoleon I. mitgemacht hatte und mit der Reihe Orden auf seinem abgeschabten blauen Militärmantel uns Kindern als komische Figur erschien und mit seinem zahnlosen Munde vom Kriege gegen die «Franschoschen» und seinem «Scheneral Blücher» haarsträubende Geschichten erzählte. Die beste Zeit zum Vogelfang war der anbrechende Tag. Es musste schon nachts aufgebrochen werden, damit die scheuen Vögel nicht durch die Vorbereitungen zum Fang und sonstige Geräusche vertrieben wurden. Ich bin ein paarmal aus Neugierde mitgegangen.

Vom 6.—14. Jahre ging es in die Elementar- oder Volksschule, welche eine Stunde von unserm Hause entfernt war. Im Winter war der Weg mitunter wegen Schneegestöber vollständig ungangbar, und wir mussten auf halbem Wege umkehren. In der Schule kamen Kinder aus der Umgebung zusammen, deren Dialekt

sehr verschieden war und deren Kauderwelsch ich anfangs nicht verstehen konnte. Der rheinische ist ganz anders als der westfälische Dialekt, das macht sich auf der Grenze von beiden Provinzen besonders bemerkbar. Hiervon eine kurze Probe: Schriftdeutsch heisst es zum Beispiel: «Ich habe dir gesagt», der Rheinländer sagt: «Ich han der jesagt», der Westfale: «Eck hev di secht». Sodann gibt es aus mündlicher Überlieferung Eigennamen, die wohl in keinem Wörterbuch zu finden sind, z. B. Jiëtling = Amsel, Liëveling = Lerche, Sprohl = Star, Hick = Ziege, Metz = Messer, Liapel = Löffel usw.

Die letzten zwei Jahre sass ich auf dem ersten Platz und musste dem Lehrer, der allein zirka 100—120 Schüler zu lehren hatte, helfen, die A-B-C-Schützen unterrichten, die Schülerlisten und sonstige Arbeiten an die Behörden schreiben (In meinen Schuljahren hatte ich das Unglück, eine hohe Steintreppe herunterzustürzen. In der Folge war mein Gehör bedeutend schwächer, und ich bekam bei der geringsten Erkältung sehr schmerzhaftes Mittelohrentzündung. Diese Schwerhörigkeit ist mir bei meinem späteren Vorwärtkommen sehr hinderlich gewesen.)

Als ich 10 Jahre alt war, starb mein Vater. Es war dann für meine Mutter schwer, mit ihren sechs Kindern den Betrieb auf der Höhe zu halten; es ging bergab und bald erfolgte der Zwangsverkauf der Mühle. Mein Onkel, der mit seinem Schwager unter der Firma Linden & Daniels auf dem Kreuzberg bei Bonn eine Brauerei gegründet hatte, welche jetzt noch als Bonner Aktienbrauerei existiert, und der mit der Zeit ein vermöglicher Mann geworden war, kaufte die Mühle, um uns das Heim zu erhalten, bis wir erwachsen waren. Wir konnten gegen Entrichtung des Zinses für die Hypothek, welche auf dem Anwesen lastete, weiter dort bleiben.

#### Lehrzeit.

Inzwischen ging meine Schulzeit zu Ende und es musste die Frage beraten werden, welchen Beruf ich lernen sollte. Ich hätte Lust gehabt, zu studieren, wie mein um vier Jahre älterer Bruder. Dieser hatte das Gymnasium in Wipperfürth besucht, war aber auf Tertia sitzen geblieben und musste deshalb sein Studium abbrechen. Dieser Umstand und der Kostenpunkt gaben den Ausschlag und so wurde nichts daraus. Hier will ich einschalten, dass mein Bruder Violinunterricht erhalten hatte, und dass ich mit dessen Hilfe auch etwas davon profitierte und heute noch hier und da dieses Instrument zum Privatvergnügen spiele. Ferner musste ich als Ministrant beim katholischen Gottesdienst die lateinische Messe und die deutsche Übersetzung derselben auswendig lernen und kann mit Hilfe dieser lateinischen Worte auch andere fremdsprachliche verstehen und übersetzen.

In dieser Zeit (1873) begann in Preussen der sogenannte Kulturkampf zwischen Staat und katholischer Kirche. Die Berliner Regierung (Bismarck) erklärte: Der äusserer Feind (Frankreich) sei nun besiegt, jetzt müsse auch der innere Feind (die katholische Kirche) besiegt werden. Bis dahin war z. B. der Papst allein berechtigt, die preussischen Bischöfe zu ernennen, Bismarck verlangte ein Mitspracherecht und erhob Anspruch des Staates auf die reichen Kirchengüter. Im Mai 1873 und Mai 1874 wurden mit Hilfe der Liberalen, der damals stärksten Partei, die sogenannten Maigesetze erlassen. Der katholische Klerus, der sich bis dahin nicht um Politik bekümmert hatte, setzte sich zur

Wehr und gründete, auch in kleineren Orten, Zeitungen, ausgesprochene Kampforgane, um seine Interessen zu vertreten. So entstand im nahen Kreisstädtchen Wipperfürth eine neue Druckerei, und als in derselben ein Lehrling gesucht wurde, meldete ich mich und erhielt die Stelle. Es wurde da ein wöchentlich zweimal erscheinendes Blättchen herausgegeben. Im schon lange bestehenden amtlichen Kreisblatt erschienen dann Artikel, welche zum grössten Teil von liberalen Professoren und Beamten geschrieben waren und den Standpunkt der Regierung vertraten. Auf diese Weise entbrannte ein jahrelang andauernder Zeitungskrieg, den auch ich als damals schon fleissiger Zeitungsleser mit Interesse verfolgte, weniger wegen der Sache, um die es sich handelte, als um die Art und Weise, wie der Kampf geführt wurde, an dem auf beiden Seiten akademisch Gebildete beteiligt waren, und der, obwohl mit möglichster Schärfe, aber in anständigem Tone, ausgefochten wurde. Für mich war dies der erste Einblick in die wirtschaftlichen, politischen und religiösen Verhältnisse der Vergangenheit und der damaligen Zeit.

Der gewählte Beruf gefiel mir. Die Druckerei war, dem Zweck entsprechend, sehr primitiv eingerichtet; nur das zur Herstellung der kleinen Zeitung nötige Material war vorhanden. Der ganze Betrieb, samt der kleinen Schnellpresse mit Schwungrad, das von Hand getrieben wurde, war in einem Zimmer untergebracht. Es dauerte nicht lange, bis ich in die Geheimnisse der «schwarzen Kunst» eingeweiht war. Nach einiger Zeit musste ich nicht nur setzen, sondern auch die Zeitung umbrechen, drucken, falzen, die Postpakete mit Kreuzband versehen, dieselben adressieren und sie dann selbst zur Post tragen. Es ist sogar einige Male vorgekommen, dass ich, wenn der Postwagen von Marienheide, wo der Redaktor (Pfarrer Hahn) wohnte, im Schnee stecken geblieben war und das Manuskript ausblieb, den Redaktor vertreten musste, allerdings mit der Schere und der «Kölnischen Volkszeitung». Expedition und Inseratenannahme befanden sich bei einem Kaufmann. Für das Führen des Inseratenbuches und Ausschreiben der Rechnungen hatte ich als Taschengeld einen Nebenverdienst. Die vier Lehrjahre gingen bei vielstündiger (!) — genau weiss ich nicht mehr die Zahl — täglicher Arbeitszeit schnell herum.

Um auch über das Verbringen meiner freien Zeit etwas zu sagen: Meine Mutter stammte aus einer Familie des Lehrortes. Zwei Brüder von ihr hatten dort Wirtschaften, Onkel Franz im «Engel» und Onkel Louis im «Hirsch». Ihr jüngster Bruder, Onkel Heinrich, war praktizierender Dr. med., und ihre Schwester war mit Gymnasialprofessor Dr. Wilbrink verheiratet. Diese Verwandten besuchte ich oft. Im «Engel» war ich in Kost und Logis und durfte fast regelmässig nach dem Essen mit dem Onkel eine Partie Billard spielen.

#### Gehilfen- und Wanderjahre.

Als ich ausgelernt hatte, wurde mir zur weiteren Ausbildung eine Stelle in der Kunstdruckerei Schwann in Düsseldorf besorgt. Hier sah ich erst, dass mir noch sehr viel zu einem tüchtigen Gehilfen fehlte. Mit dem Drucken, Falzen usw. war es nun vorbei; ich musste ausschliesslich als Setzer arbeiten und hatte Gelegenheit, mich im wissenschaftlichen, mathematischen, Werk- sowie im Tabellensatz auszubilden. In Düsseldorf war es auch, wo ich im Jahre 1880 dem Verbands, dem ich bis heute ununterbrochen angehöre, beitrug, und zwar auf Veranlassung des verstorbenen Kollegen van Dorp, der mich zum damaligen

Ortspräsidenten Paul Geisler, einem bekannten und tätigen Mitbegründer des Verbandes, führte. Es ist bekannt, dass die Verbandsmitglieder zu damaliger Zeit bei den Prinzipalen sehr unbeliebt, um nicht zu sagen verhasst waren, und daher oft ihre Mitgliedschaft verheimlichen mussten, um Stellung zu erhalten und dieselbe zu behalten, also «verdeckt» arbeiteten.

«O wie köstlich ist das Reisen», singt der Knappe Veit in Lortzings «Undine». Frei sein, dem Bleistaub der Arbeitsstätte entronnen, nicht mehr verpflichtet zu sein, Tausende und Abertausende von Buchstaben aneinanderreihen und für andere Wohlstand und Reichtum schaffen zu müssen, frei von jeder Kontrolle, Aufsicht und — Schikane, selbständig ein Reiseziel wählen können, täglich neue, nie zuvor gesehene Naturschönheiten bewundern und Eindrücke erleben, die Brust mit gesunder frischer Luft stärken und ein frohes Wanderlied singen, anstatt im ungesunden Druckereilokal den Kopf über dem Setzkasten hängen zu lassen, das ist erst wirkliches und freies Leben. Das öftere Begegnen und Sichaussprechen mit Menschen in der gleichen Lebenslage über Woher und Wohin. In Musse nachdenken über den Zweck des Daseins und die bestehende Weltordnung und sich selbst ein Urteil darüber bilden, wie es ist und wie es sein könnte. Das fröhliche Beisammensein auf den Zahlstellen mit Kollegen, die man vorher nie gesehen usw. Wer dies alles während wochenlang dauernden Fusswanderungen in fremdem, vorher unbekanntem Lande erlebt hat, der wird sich in seinem spätern Leben oft und gerne daran erinnern. Allerdings waren damals noch andere Zeiten, und die Strassen waren noch frei von Motorrädern und Automobilen und sonstigen staubaufwirbelnden Fahrzeugen. Es ist schade für die Jungmannschaft, dass sie von diesen Reisen auf Schusters Rappen abgekommen ist und zu ihren Reisen die Eisenbahn benutzen muss.

Von Düsseldorf ging ich anfangs der 80er Jahre auf die Reise, um mir die Welt ein wenig anzusehen. Zunächst den Rhein herauf bis Basel und weiter rechtsrheinisch bis Konstanz. Ein Versuch, in die Schweiz zu gelangen, missglückte, da ich im militärpflichtigen Alter stehend, keinen Pass fürs Ausland erhalten konnte. Nachdem ich die Schweizer Firnen nur aus der Ferne hatte sehen dürfen, machte ich Kehrt und entschloss mich, Deutschland von Süden bis Norden zu durchqueren. Meine Reise ging vom Bodensee ohne Unterbrechung über München, Passau, Regensburg, Nürnberg, Plauen, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Berlin, Stettin bis Stralsund an die Ostsee. Hierzu hatte ich genau 10 Wochen Zeit gebraucht und die ganze Strecke, ohne Eisenbahn zu benutzen, abgelaufen. Auf der ganzen langen Reise wurde mir nirgends Arbeit angeboten. Ueberall hiess es, es seien viele Arbeitslose am Orte, die zuerst untergebracht werden müssten, bevor die reisenden Mitglieder berücksichtigt werden könnten. Ich hatte Zeit genug, über diese Begründung nachzudenken und, so begreiflich sie auch war, kam ich zu der Überzeugung, dass hier etwas nicht ordnungsgemäss sei, aber dem Verbands, der mir auf der ganzen langen Reise eine tägliche Unterstützung gewährt hatte, fühlte ich mich zu Dank verpflichtet und war entschlossen, wenn sich dazu einmal Gelegenheit bieten würde, für die Grundsätze dieses, auf Selbsthilfe und Solidarität beruhenden Verbandes einzustehen und in seinem Sinne zu wirken, ungeachtet der persönlichen Nachteile, die mir eventuell daraus entstehen könnten.

Zur Erläuterung der damaligen Verhältnisse für Wanderburschen sei folgendes Reiseerlebnis des Näheren beschrieben:

Es war im Monat August des Jahres 1881, als ich gemeinsam mit zwei Verbandskollegen im schönen Sachsenlande auf der Wanderschaft war. Wir drei hatten Freundschaft geschlossen und hielten als rechte Kameraden in Freud und Leid treu zusammen.

Es herrschte damals eine grosse, durch unverantwortliche Lehrlingszüchtereier verursachte Arbeitslosigkeit in unserm Berufe. An den Reiseunterstützungszahlstellen waren nicht selten 30—40 wandernde Kollegen aus allen vier Himmelsrichtungen zusammengekommen, und die Aussicht, vor Beginn der Wintersaison Arbeit zu erhalten und damit wieder in geordnete Lebensverhältnisse zu kommen, war sehr gering.

Um nicht plan- und ziellos weiter zu wandern, hielten wir Rat und machten Reise- und andere Pläne für den Rest der Sommer- und Herbstzeit. Wir kamen überein, gegen Süden zu wandern, um Ende September zum dann beginnenden Oktoberfest in München rechtzeitig einzutreffen. Da man aber, um Feste feiern zu können, Geld braucht, so galt es das unter solchen Verhältnissen sehr schwierige Problem zu lösen: Wie beschaffen wir uns die Mittel? Es wurde die Frage erwogen, ob es nicht möglich wäre die bis dahin noch zu beziehende Reiseunterstützung nicht auszugeben, sondern zu sparen! Wir hatten bis jetzt — wie es übrigens fast alle Kollegen machten und wozu es keiner grossen Anstrengung bedurfte — die erhaltene Verbandsunterstützung ganz oder zum grössten Teil an den Zahlstellen, wo wir sie erhielten, wieder ausgegeben und waren deshalb gezwungen, ohne Mittel bis zur nächsten Zahlstelle zu wandern.

Es wurde folgendes Budget aufgestellt: Bis zum 1. Oktober seien noch<sup>a</sup> 40 Reisetage à 1 Mk. = 40 Mk.  $\times$  3 = 120 Mk. zu beziehen; eine für Handwerksburschen zu damaliger Zeit fabelhafte Summe. Günstig für die Durchführung unseres Planes war der Umstand, dass im gastfreundlichen Bayernlande die Wanderburschen in jedem beliebigen Dorfgasthaus ein Bett zum Übernachten billig erhalten konnten, im Gegensatz zu ganz andern, schlechtern diesbezüglichen Verhältnissen in Norddeutschland, wo nur in eigens für sie errichteten Herbergen, die nur in Städten oder grösseren Ortschaften anzutreffen sind, dies möglich war. So konnten wir jeweils im letzten Dorfe vor den noch zu berührenden Zahlstellen (Koburg, Würzburg, Nürnberg, Regensburg, Passau) übernachten, am nächsten Tage die Zahlstelle passieren, und ohne dort Aufenthalt zu nehmen und Geld auszugeben, sofort weiterreisen. Das erhaltene Reisegeld legten wir zusammen, zahlten dasselbe per Mandat postlagernd an die nächstliegende Zahlstelle ein, wobei einer von uns als Absender, ein anderer als Empfänger angegeben wurde. Wir schlugen uns dann schlecht und recht durch.

Es waren damals schon die sogenannten Ortsgeschenke, bestehend in Nachtessen, Schlafen und Morgenessen eingeführt, die wir uns selbstverständlich nicht entgehen liessen. Auch die Obststiefe kam uns sehr zu statten! Die Preise in den Gasthäusern auf dem Lande waren damals erstaunlich billig; so zahlte ich z. B. einmal für sechs Stück frische gesottene Eier nur 18 Pfennig. Manchmal trafen wir tagsüber auch ein Kloster an, in welchem Wanderer gratis gespeist wurden. Wo es keine Ortsgeschenke gab, versuchten wir — natürlich nicht zu dritt — bei den Bauern etwas zum Mittagessen zu erhalten und erzählten uns hinter dem Dorfe unsere Erlebnisse. «Mogst a Kraut, mogst a Knödel, host ka Löffel net?» — so fragte mich einmal eine Bäuerin. Essen geben sie lieber als einen Löffel dazu, weil dieser mitunter samt dem Essen verschwindet. Wir kamen mit arbeit-

suchenden Bauernknechten zusammen, welche einen Löffel — wohl als Legitimation! — im Knopfloch auf der Brust stecken hatten.

Obwohl die Durchführbarkeit unseres Planes sich bedeutend schwieriger gestaltete, wie wir gedacht hatten, und der eine oder andere von uns am liebsten vom Weiterführen des Vorhabens zurückgetreten wäre, wurden wir doch immer wieder einig und haben durchgehalten. Wir setzten unsere Reise, wie oben beschrieben, von Zahlstelle zu Zahlstelle fort und konnten auf der Post in München bare 100 Mark erheben. Dazu erhielten wir noch die Reisetage von Passau bis München ausbezahlt und hatten, wie budgetiert, 120 Mark oder jeder von uns 40 Mark in der Tasche.

Nun hatten wir unser Ziel erreicht. Unsere Freude und Genugtuung über das Gelingen des sehr schwierigen Experiments waren gross. Wir fühlten uns in der Feststadt München wohl und waren einig in dem Gedanken, den Plan, wie er entstanden war, auch zu Ende zu führen und uns für das unter so schwierigen Umständen zusammengebrachte Geld einige vergnügte Tage zu verschaffen.

Zunächst galt es, den äusseren Menschen etwas zu verschönern und das Schuhwerk zu verbessern. Ich kaufte mir für nur 6 Mark ein Paar derbe, rindsledererne, halblange Schaftstiefel und steckte die unten verschlissenen Hosen hinein. Weil die Stiefel noch roh, d. h. ungeschwärzt waren, fielen sie besonders den Polizisten auf, und wir hatten bei Besichtigung der Stadt München kaum einige Strassen passiert, als wir auch schon angehalten und «gefleppt» wurden.

«Sind Sie Fremde?»

«Ja.»

«Haben Sie Legitimation?»

«Ja.»

«Dann zeigen Sie dieselbe.»

«Nein, auf der Strasse nicht», sagten wir trotzig, weil das gefüllte Portemonnaie uns Mut gemacht hatte.

«Dann kommen Sie mit», sagte der Polizeimann, und wir wurden unter nicht missverständlichen Blicken der vielen Passanten auf den Polizeiposten geführt und, nachdem der Pass und die Reisemittel vorgewiesen worden waren, mit der Bemerkung entlassen: «Wenn Sie nach drei Tagen noch in München ohne Subsistenzmittel angetroffen werden, so werden Sie abgeschoben.»

Wir setzten unsere Wanderung fort; aber es dauerte nicht lange, so wiederholte sich dasselbe Erlebnis; erst nachdem wir am gleichen Tage drei- oder viermal vor derselben Polizeistelle verhört worden waren, sagte der Kommissar: «Wenn Sie noch einmal hierher kommen, werden Sie eingesperrt.» Auf unsere Entgegnung, die Polizisten glauben uns nicht, dass wir schon vorgeführt seien, erhielten wir dann eine Bescheinigung für die Erlaubnis, drei Tage in München bleiben zu dürfen. Damit hatten wir einen Passepartout für unsere Festtage und für meine rohledernen Schaftstiefel erhalten, welchen wir noch mehrere Male vorzuweisen gezwungen waren. Wir taten uns gütlich bei gutem bayrischen Bier und anderen Leckerbissen. Sogar vom «auf der Wies'n» (Oktoberfestwiese) gebratenen Ochsen leisteten wir uns ein Stückchen.

Es waren ein paar schöne Tage, die mir heute, nach mehr als 58 Jahren, eine angenehme Erinnerung geblieben sind. Meine beiden Kollegen erhielten bald Arbeit, während ich noch längere Zeit meine Wanderschaft fortsetzen musste, wobei mir meine neuen «Trittlinge» gute Dienste geleistet haben.



Später erhielt ich Stellen, aber meistens nur solche von kurzer Dauer, und zwar in Naumburg a. S., Kassel, Hannover, Graudenz (1 Jahr), Neustrelitz (1 Jahr) und Darmstadt. In Darmstadt erfuhr ich (1886), dass in Frankfurt a. M. ein neues Adressbuch als Konkurrenz zu dem bereits bestehenden hergestellt werden sollte, schrieb an die betreffende Firma (Osterrieth) und wurde eingestellt. (An diesem Adressbuch arbeitete ich später im Bureau, zuerst als Rechercheur, und dann half ich beim Zusammenstellen der Manuskripte.) Endlich war es mir gelungen, festen Fuss zu fassen.

In der ersten Versammlung, der ich in Frankfurt beiwohnte, musste ich aber schon hören, es hätten zugereiste Kollegen Arbeit angenommen, während am Orte viele Verheiratete seit längerer Zeit arbeitslos seien. Hierzu meldete ich mich zum Wort und erklärte, wenn es in Ordnung sei, dass die reisenden Kollegen so lange auf Arbeit warten müssten, bis der letzte Arbeitslose am Ort untergebracht sei, dann würden sie niemals Stellung erhalten, sondern wie der ewige Jude Ahasver ihr Leben lang auf Wanderschaft bleiben müssen, denn Arbeitslose am Orte würde es immer, auch bei guter Geschäftskonjunktur, geben. Ich sei mit dieser Argumentation auf meinen langen Reisen an vielen Orten zur Weiterreise gezwungen worden und glaube nun auch einmal ein Recht auf Arbeit und damit auf geordnete Lebensverhältnisse beanspruchen zu dürfen. Die Mehrheit der Versammlungsteilnehmer stimmte mir zu, da viele der Anwesenden ähnliche Erfahrungen wie ich hinter sich hatten.

Das Vereinsleben, die Frequenz von Bibliothek und Versammlungen, war damals in Frankfurt sehr schwach. Um einmal etwas Leben hineinzubringen, stellte ich nach gründlicher Besprechung mit einigen Freunden in einer Versammlung, in welcher die Kandidaten für den Gauvorstand aufgestellt wurden, den Antrag, «von der Wiederwahl des bisherigen bejahrten Gauvorstehers abzusehen und einen jüngeren geeigneten Kollegen für diesen Posten vorzuschlagen». Wie vorausszusehen, brachte dieser Antrag den von uns gewünschten Erfolg. In vier gut besuchten Versammlungen tobte der Redekampf für und wider. Während die einen uns zustimmten, tönte es von der andern Seite wie «unerhört, rücksichtslos, undankbar» usw.; einige Vorstandsmitglieder erklärten ihren Rücktritt für den Fall, dass dieser Antrag angenommen würde. Das Resultat der längen Debatten war die Annahme meines Antrages und der Rücktritt des Gauvorstehers. Und so kam es, dass wir «Störenfriede» zur Vereinsarbeit mit herangezogen wurden. Zunächst wurde ich zum Bibliothekar erkoren. Die ziemlich umfangreiche Bibliothek befand sich in einem unordentlichen Zustande. In zwei wandhohen Schränken im Vereinslokal steckten die Bücher in heillosem Durcheinander. Nur ein einziger geschriebener Katalog war vorhanden, in welchem die Bände in der Reihenfolge, wie sie angeschafft oder als Geschenk hinzugekommen, eingeschrieben waren. Nach oberflächlicher Prüfung dieses Tatbestandes anerkennend bot ich mich, Ordnung in die Bibliothek zu bringen, und mein Antrag, nach Neuordnung der Bücher den Katalog drucken zu lassen, wurde von der Versammlung angenommen. Diese übernommene Aufgabe hatte ich stark unterschätzt, habe sie aber mit Hilfe des Kollegen Fritz Höche, später Faktor bei Weiss & Hameier in Ludwigshafen, in wochenlanger Ueberzeitarbeit im Vereinslokal zu einem glücklichen Ende geführt. Es ist vielleicht angebracht für Kollegen, die sich einen Katalog für ihre Hausbibliothek anlegen wollen, eine Beschreibung, wie dabei vorgegangen wurde, zu geben:

Die Schränke wurden vollständig entleert, die Bücher der Grösse nach nebeneinandergestellt, die kleinsten zuerst und dann wieder, oben links anfangend, in den Schrank placiert, dabei die Bretter so nahe wie möglich aneinandergerückt. Auf diese Weise wurde ein schönes Aussehen und so viel Raum gewonnen, dass der zweite Schrank für eventuelle Neuanschaffungen bis zur Hälfte leer blieb. Dann wurden an Stelle der entfernten früheren Rückennummern neue Nummern, wieder oben links mit Nr. 1 beginnend, aufgeklebt. Nachdem dies bis zum letzten Buche geschehen war, wurden auf in gleiche Grösse geschnittene Papierzettel die Titel aller Bücher (auf je einen Zettel nur der Titel eines Buches, der Autorname zuerst) mit der neuen Rückennummer des Buches abgeschrieben. Diese den ganzen Inhalt der Bibliothek enthaltenden Zettel wurden dann sortiert in die verschiedenen Abschnitte des Kataloges, in Fachliteratur, wissenschaftliche, Klassiker, Romane und Novellen, Theaterliteratur usw. Dann wurden die einzelnen Abschnitte in alphabetischer Reihenfolge der Autornamen aufeinandergelegt und samt der Buchnummer abgeschrieben. Auf diese Weise entstand das Manuskript für den Katalog, der dann gedruckt jedem Mitgliede zugestellt wurde. Der Erfolg blieb nicht aus. Es war jetzt jedem möglich, sich jederzeit etwas zum Lesen herauszusuchen, während früher, bei dem einzigen geschriebenen, im Vereinslokal aufliegenden Katalog immer nur einer nach dem andern sich ein Buch wählen konnte. Obwohl unsere Arbeit mühselig gewesen war und viele Stunden freie Zeit in Anspruch genommen hatte, war die Freude gross über den Erfolg und die von den Kollegen ausgesprochene Anerkennung. Die Bibliothek wurde jetzt fleissig benutzt, und in meinem ersten Jahresbericht konnte ich eine gegen früher ungewöhnlich hohe Frequenz nachweisen. Ich selbst habe während dieser Zeit sehr viel Wissenswertes aus dieser Bibliothek gelesen und fühlte mich für meine Arbeit, obwohl ich sie ohne Entschädigung, im Ehrenamt, gemacht habe, reichlich belohnt.

Als späterer Schriftführer, erst im Bezirksvorstand, dann im Gauvorstand, hatte ich Gelegenheit, mich im Abfassen von Versammlungsberichten und bei strittigen Vereinsfragen zu üben. Hierbei kam mir das in meiner Lehrdruckerei aus den damaligen politischen Kämpfen Erlernte zu statten. Seit der Zeit habe ich es oft als Zeitungskorrespondent mit mehr oder weniger Erfolg versucht.

Die letzten vier Jahre, die ich in Frankfurt verlebte, war ich Verwalter der Reise- und Arbeitslosenkasse und des paritätischen Arbeitsnachweises. Es gab damals noch kein Vereinsbureau mit einem bezahlten Verwalter, obwohl die Mitgliederzahl am Ort schon 600—700 betrug. Der Verwalterposten war, wie der aller andern Verbandsfunktionäre, ein Ehrenamt, und brachte, neben der zehnstündigen täglichen Arbeitszeit in der Druckerei, eine Menge Arbeit mit sich: Die Auszahlung der reisenden Kollegen musste allabendlich auf der Herberge, die eine halbe Stunde von Geschäft und Wohnung entfernt war, geschehen, ebenda Samstags die Auszahlung der Arbeitslosen am Ort. Ausserdem wurde ich von den Kollegen mit ihren speziellen finanziellen Anliegen aufgesucht, wo ich nur zu erreichen war: beim Kommen und Gehen vor dem Geschäft und in oder vor der Wohnung, auch sonstwo auf der Strasse, die ich gewöhnlich passierte. Den Arbeitsnachweis erledigte ich in der Druckerei, für die Prinzipale per Telephon, mit Ausnahme der auswärtigen. Die zeitweise nicht geringe Korrespondenz, ebenso die Buchführung für den Arbeitsnachweis sowie die monatliche Abrechnung der Reise- und Arbeitslosenkasse mussten abends und Sonntags zu Hause erledigt werden.

Diese ständige Überzeitarbeit ging über meine physischen Kräfte. Ich hatte das Gefühl, eines schönen Tages zusammenzubrechen, und als dann noch Reklamationen von den Arbeitslosen kamen, sie würden nicht in der Reihenfolge, d. h. der Dauer ihrer Arbeitslosigkeit nach untergebracht, woran ich nicht schuld war, sondern die Prinzipale, welche sich aus der Liste, die ich führen musste, diejenigen herausuchten, die ihnen passten, und das waren selten diejenigen, die am Anfang der Liste standen, entschloss ich mich, mein Amt endgültig niederzulegen, und, um mich nicht nochmals zu diesem oder einem andern überreden zu lassen, Frankfurt zu verlassen. Nicht lange nach meiner Abreise wurde dann auch ein Vereinsbureau eingerichtet und ein bezahlter Verwalter eingestellt, ein Beweis, dass die Arbeit zu viel war, um sie nach Feierabend erledigen zu können.

Eine angenehme Erinnerung an Frankfurt und an fröhlich verlebte Stunden ist mir geblieben. Es bestand dort ein geselliger Buchdruckerklub, die «Typographische Amicitia», der nur zirka 30 Mitglieder zählte, und in welchem wirkliche Freundschaft und Kollegialität herrschte. Samstag abends waren die Mitglieder im Klublokal feuchtfrohlich beisammen. Ein kleiner Wochenbeitrag und der Ertrag vom Zigarrenverkauf in den Frankfurter Druckereien ermöglichte es, zu Pfingsten und im Herbst Ausflüge mit den Familien zu machen. Bahnfahrt und Mittagessen wurden aus der Kasse bezahlt. Eine Weihnachtsfeier, bei welcher jedes Mitglied ein Geschenk mit Widmung erhielt, ohne zu wissen von wem, war das schönste Fest im Jahre. Es wurde dabei wie folgt vorgegangen: Einige Wochen vor dem Fest zirkulierte eine Liste, auf der jedes Mitglied hinter seinem Namen das von ihm gewünschte Geschenk eintrug. Dann wurden die Namen der Mitglieder einzeln auf Zettel geschrieben, die zusammengefasst gezogen wurden. Hatte einer seinen eigenen Namen gezogen, warf er ihn wieder zu den andern und zog nochmals. Er sah dann auf der Liste nach, was sich der von ihm gezogene Kollege gewünscht, kaufte das Geschenk, machte eine Widmung dazu, die bei der Geschenkverteilung verlesen wurde, die das dem Beschenkten im Laufe des Jahres Passierte in Poesie oder Prosa behandelte und, je nach Gelingen, bei den Festteilnehmern grosse Heiterkeit auslöste. Bei festlichen Anlässen in diesem Klub habe ich — auch für Kollegen, die mich darum ersuchten — manche poetische Widmung geschrieben, deren humoristischer Inhalt zur Festfreude beigetragen; auch von mir verfasste Tischlieder, die internen Stoff behandelten, fanden stets gute Aufnahme.

Über meine Verbandstätigkeit in Frankfurt a. M. ist im gedruckten Jahresbericht des Gaues Frankfurt-Hessen, vom Jahre 1899, der mir nachgeschickt worden ist, und den ich jetzt noch besitze, folgendes zu lesen:

«Im Monat Juli 1899 verliess unser mehrjähriger Reisekassen- und Arbeitsnachweisverwalter, Kollege ERNST LINDEN, Frankfurt, uns damit in die Zwangslage der Neubesetzung dieses wichtigen Postens versetzend. Wir haben damit einen schweren Verlust zu verzeichnen, denn in E. L. verloren wir einen Kollegen, der sich in den schwierigsten Situationen bewährte, ein kluger Ratgeber und zuverlässiger Freund war. An diesem Urteil ändert auch nichts eine leise Verstimmung, die den Kollegen L. von Frankfurt begleitete, und wir wünschen, dass dieselbe inzwischen einer ruhigen, objektiven Beurteilung gewichen ist.»

Den Grund zu der Verstimmung, von der hier die Rede ist, habe ich weiter oben angegeben.

Es wäre noch manches erwähnenswert, was sich in der Zeit, die ich in Frankfurt verlebte, im Buchdruckerverbände und in der Arbeiterbewegung ereignet hat; aber ich will nur noch kurz an den 1891/92 in ganz Deutschland ausgebrochenen Streik der Buchdruckergehilfen erinnern. Dem Streik vorausgehend fand in Mainz, der Geburtsstadt Gutenberg's, eine Buchdruckertagung statt, an welcher Kollegen aus den Gauen Mittelrhein und Frankfurt-Hessen sowie aus dem übrigen Deutschland zu tausenden teilnahmen. Es galt zum ersten Male für die seit einigen Jahren bei der Maifeier aufgestellte Forderung des Achtstundentages, eventuell mittels Arbeitsniederlegung, zu kämpfen.

«Wo des Meisters Wiege stand  
Schwörten wir's mit Herz und Hand.»

Der Beifall und die langandauernde Begeisterung, welche der Bekanntmachung des Zentralvorstandes, laut welcher der Streik in allen Druckereien Deutschlands zu gleicher Stunde beginnen sollte, mit deren Verlesung ich in der denkwürdigen Frankfurter Versammlung beauftragt war, sind mir unvergesslich geblieben. Der Streik ging bekanntlich verloren, aber er hat doch den Erfolg gehabt, dass bei den Tarifverhandlungen im Jahre 1896 die Arbeitszeit von 10 auf 9 Stunden täglich herabgesetzt worden ist, ohne dass ein Kampf notwendig wurde.

#### In der Schweiz.

Der Abschied von Frankfurt fiel mir nicht schwer. Mit dem Gefühl, eine schwere Last losgeworden zu sein, sagte ich meinen Freunden Lebewohl und fuhr — diesmal mit einem Auslandspass versehen — direkt nach Basel, von wo aus ich bei schönstem Wetter zu Fuss über Liestal, Aarau, Solothurn, Fribourg, Neuchâtel, Bern, Luzern bis Zürich wanderte.

Hier wurde mir eine Stelle bei der Firma Manatschal, Ebner & Co. in Chur nachgewiesen, wo ich den Winter 1899/1900 blieb und von Juni bis Oktober in deren Filiale St. Moritz (Engadin) für die Sommersaison als Metteur des «Engadiner Fremdenblatt» beschäftigt war. Mehrere Hochtouren (Piz Languard, Calanda, Tschierva-, Boval-, Roseg- und Morteratschgletscher und andere) waren mir bisher nie gesehene Naturwunder.

Als die Arbeit nach Abreise der meisten Fremden nachliess, machte ich noch eine Fusstour durchs Bergell bis Chiavenna und Colico; von da eine Dampferfahrt auf dem Comersee bis Como und von Como per Bahn nach Mailand. Weil ich nicht länger als 8 Tage frei hatte, musste ich Kehrt machen und fuhr mit der Gotthardbahn bis Bellinzona. Um von hier aus nicht den grossen Umweg über Splügen, Thusis und den Albulapass machen zu müssen, wählte ich den Weg ins Roveredotal bis Soazza und stieg von da über den steilen Forcolapass nach Chiavenna hinunter, um dann durchs Bergell nach dem Engadin zurückzugelangen. Diese Tour über den steilen, als Schmugglerpass bekannten Forcola hätte mich beinahe das Leben gekostet. Auf der Höhe, das ist die Grenze zwischen dem Tessin und Italien, hatte ich mich verstiegen und kam erst 10 Uhr abends in Menarola, oberhalb Chiavenna, an. Ich musste dort beim Pfarrer übernachten, weil kein Gasthaus im Orte war. «Niente albergo, niente alloggio» hiess es da, «parroco».

Anderntags marschierte ich durch Chiavenna und das Bergell und kam abends wieder in St. Moritz an. Einige Wochen später war es mit der Arbeit am

Fremdenblatt, weil damals noch keine Wintersaison eingeführt war, zu Ende, und ich sollte wieder bei derselben Firma in Chur in Arbeit treten. Hierzu hatte ich aber keine Lust; ich war beim Verwalter des Zürcher Arbeitsnachweises, dem Kollegen Kaspar Bachmann, schon angemeldet und erhielt eine Stelle bei den damaligen Druckern des «Volksrecht», den Herren Kirsten & Zeisberg, deren Geschäft bis zum Jahre 1906 in der Waldmannstrasse sich befand. Dort musste ich anfangs eine neugegründete Wochenschrift setzen, war später Akzidenzsetzer und blieb von Oktober 1900 bis zum Jahre 1910; auch diese Stelle habe ich freiwillig aufgegeben. —

Meine damaligen Kollegen im «Volksrecht» waren alle eifrige Agitatoren für die sozialdemokratische Partei. Mehrere von ihnen sind später zu Amt und Würden in Gemeinde und Staat gewählt worden: Kaspar Bachmann wurde zum Verwalter der Typographia Zürich im Volkshaus gewählt; Jakob Heusser ist Bezirksanwalt geworden; Jakob Gschwend Stadtrat; Hans Spühler Friedensrichter; Emil Rieder Oberrichter; der ehemalige Schreiner Johann Sigg kam 1901 zuerst als Administrator ins «Volksrecht», er war dann Redaktor und wurde später Fabrikinspektor, nachher noch Regierungsrat. Ausser Gschwend und Rieder sind alle Genannten bereits in den Ruhestand getreten. Albert Hintermeister, der Gründer der Allgemeinen Baugenossenschaft, ist im Jahre 1927 gestorben.

Von 1910—1914 war ich in der Druckerei Aschmann & Scheller. Als der Krieg ausbrach wurde mir gekündet wegen Arbeitsmangel. Nach einem Vierteljahr unfreiwilliger Ferien war ich dann drei Jahre in der Druckerei Stampfenbach.

Im November 1917 trat ich bei Herren Gebrüder Fretz A. G. in Arbeit, wo ich bis März 1935 mit dem Satz und Umbruch der «Vierteljahrsschrift der Naturforschenden Gesellschaft Zürich» betraut war. Es hat mir dort immer gut gefallen und ich bin mit meinen Kolleginnen(!) und Kollegen, der Geschäftsleitung und den Prinzipalen stets gut ausgekommen. Auch mit Herrn Professor Dr. Hans Schinz, dem Redaktor der «Vierteljahrsschrift», bin ich in der Reihe von Jahren immer näher bekannt geworden. Auch jetzt stehe ich mit Prof. Schinz noch in freundschaftlichem Briefwechsel, obwohl ich seit zirka vier Jahren im Ruhestand bin.

Am 7. November 1930 konnte ich auf 50 Jahre ununterbrochene Mitgliedschaft der Gehilfenorganisation zurückblicken. Mein Arbeitsplatz war aus diesem Anlass von meinen Verbandskollegen reichlich mit Blumen und Geschenken geschmückt. Ausserdem erhielt ich ein Diplom mit Gedicht.

Am 4. Dezember 1930, zur Vollendung meines 70. Lebensjahres, waren es Prinzipale und Geschäftsleitung, welche meinen Arbeitsplatz mit Blumen, Geschenken und Goldfächsen verziert hatten, und am 20. Dezember 1930, gelegentlich der Weihnachtsfeier im «Kasino Unterstrass» war es die «Typographia Zürich», von welcher ich ein Diplom und ein Geldgeschenk erhielt.

An meinem 70. Geburtstag machte mir der Seniorchef, Herr Hans Fretz die angenehme Mitteilung, dass ich von jetzt an nicht mehr verpflichtet sei, die Arbeitszeit pünktlich einzuhalten. Von dieser Vergünstigung habe ich noch vier Jahre lang reichlich Gebrauch machen können.

Für alle diese Ehrungen fühle ich mich zu tiefstem Dank verpflichtet. Alle haben mir grosse Freude gemacht und ich werde sie nie vergessen. —

Am Schlusse meiner Erinnerungen angelangt, will ich als letzte und beste noch erwähnen, dass ich mich im Frühling 1912 verheiratet habe. Meine Frau stammt aus Linz an der Donau. Ich lernte sie im Sommer 1909 kennen, gelegentlich eines Besuches, den mir meine Schwester, mit welcher sie damals im gleichen Hause in Köln am Rhein wohnte und mit der sie die Ferienreise nach der Schweiz gemeinsam machte. Von Zürich reisten wir zusammen nach dem Tessin, blieben einige Tage in Locarno, von wo wir eine Dampferpartie auf dem Lago Maggiore bis zur Isola Bella, der schönen Insel, mit den wunderbaren Bauten, Museen und botanischen Anlagen, machten. Eine an diese wundervolle Reise sich anschliessende Korrespondenz endete dann drei Jahre später mit unserer ehelichen Verbindung. Meine Frau ist 18 Jahre jünger als ich. Sie ist frohmütiger Natur, wir kommen sehr gut miteinander aus und sind mit unserm Schicksal zufrieden.

Möge es noch recht lange so bleiben!

Zürich, den 8. Januar 1939.

---